

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1905

162 (15.7.1905) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 28

Diamantstadt.

Roman von Hermann Heijermans.

(Nachdruck verboten.)

64) (Fortsetzung.)
„Welches Kerl?“ fragte Boddy.
„Der Tod,“ sagte Cleazar absichtlich, mit dem Zweck, um ihn zu dem Weilen, was für ihn getan werden konnte, zu zwingen.
„Das ist ein Kerl,“ sagte Cleazar, „den man nicht so leicht erwischt.“

die endliche Zustimmung. „heute Nacht schlafen Rebekka, Zoopez, Sally, Kozetje und Serre oben auf meinem Zimmer.“
„Nein,“ sprach Boddy mühsam.
„Sally,“ sagte Cleazar, „und ich lege mich hier unten auf ein paar Stühle. So geschieht's...“

Hus allen Gebieten.

Medizinisches.

Die Behandlung von Kropf mit Röntgenstrahlen. Es ist etwa zwei Jahre her, seit man den wunderbaren Einfluß der Röntgenstrahlen auf die Drüsen des tierischen und menschlichen Körpers erkannt hat, die unter der Bestrahlung verkleinert werden.
Die erste stammt von Dr. Görl aus Nürnberg, der es an zwei Fällen sicher festgestellt haben will, daß die Röntgenstrahlen die Kropfbildung beeinflussen, und zwar im Sinne einer raschen und gleichmäßigen Verkleinerung der im Uebermaß entwickelten Drüsen.

Ruhe. Nicht sich erregen, nicht sich in auf die Ehe! Sie ist ja gar nicht schlecht, im Gegenteil, sie ist gesund. Daß Sonnenstrahlen durch breite Strohhüte schützt, so hat man schon tüchtig gegen den Sonnenstich gekämpft.

Wie soll die Frau sein, die man heiratet?

Auf diese wichtige Frage gibt, wie die „Vossische Zeitung“ mitteilt, der zu früh verstorbene französische Humorist Mar O'Neil in einem hinterlassenen Büchlein, das dieser Tage bei Calmann-Lévy in Paris erschienen ist, amüsante Antwort: „Heirate“, so schreibt er, „eine Frau, die klein ist als du. Heirate keine Frau, die nicht herzlich lachen kann. Man erkennt den Charakter einer Person an der Art, wie sie lacht.“

Kleines feuilleton.

An die verschwenderischen Feste der römischen Kaiserzeit erinnert ein Mahl, das Geo. A. Sebler, ein bekannter New-Yorker Kaufmann, im Londoner Savoy-Hotel 24 amerikanischen Gästen gab. Der

F. L.

hörten auf nichts mehr, was im Hause vorging, nicht das Geräusch und das leise Sprechen unten.
Dann sprach er, bange vor seiner Aufregung:
„Dobon bin ich aber müde geworden.“
„Ich nicht.“
„Du nicht?“
„Nein.“ Lachte sie mit hochroten Wangen und glänzenden Augen.
„Du hörst so schnell auf.“
„Man wird ja trunken davon.“
„Man darf auch wohl trunken werden — wenn man einander zum ersten Mal — was?“
„Die Kerze geht aus.“
„Lach sie doch ausgehen.“
„Nein, dann müssen wir hinunter.“
„Warum? Warum?“ sprach sie enttäuscht.
„Weil — weil“, lachte er, „weil ich dich lieber sehe.“
Der kleine verblödete Kerzendocht sank in die ausgeflossene Saure und klangte mit blauem Gestatter.
„Dann küss mich schnell nochmal, ehe wir hinuntergehen“ — sagte sie, ihn mit ihren Achataugen festhaltend. Und wieder schlang er beim knatternden Gischen, beim scheuen Hinsterben der Flamme seine Arme um das zitternde Fleisch ihres Körpers, um das junge Fleisch, das von der Brust er umspannt wurde, wieder sog er die Feuchtheit ihrer Lippen, wieder taften ihre scharfen Zähne ihm wech. Die Kerze wurde, erlosch. Die Eßblumen auf dem Tische erglänzten goldig vom Lampenschein gegenüber, erplängten grell mit ihren Schranken und Schuppen.
Eine Tür ging — die Treppe marrierte.
Erstarrten sprang er auf.
„Da kommt jemand.“
„Nein, der geht auf den Hof.“
„Gib mir die Hand.“
„Sankt zog er sie hoch, riß ein Streichholz an und suchte sich eintige Brotschreien für die Nacht, da er bei Boddy wachen wollte.“
„Was suchst du?“
„Was zu lesen für die Nacht — wenn dein Vater mich wasch hält.“
„Ich bleibe mit dir auf.“
„Nein — das tust du nicht.“
„Und wenn ich's nun aber will?“
„Das willst du nicht — du würdest krank davon werden.“
Ein neues Streichholz beleuchtete die Einbände.
„Du wirst mich wohl für sehr dumm halten — ich weiß nichts — du bist so gelehr.“
„Wer sagt das?“
„Vater.“
„Gelehrter?“ lachte er ausgelassen fröhlich. „Wenn wir ein Jahr verheiratet sind, bist du gerade so klug wie ich — ich habe gerade so viel Schule gehabt wie du auch.“

Grenja.

Aus den Erinnerungen eines Verbannten.
(Schluß.)

Die Erzählung Grenjas war kurz. Ich will sie mit ihren eigenen Worten wiedergeben, steht mir auch der rührende, schlichte Ton nicht zu Gebote, mit dem das arme Kind aus dem Volke seine Leidensgeschichte vortrug.
„Ich bin als Leibeigene geboren“, begann sie. „Meine Herrin war reich, unermesslich reich! Du kannst dir keinen Begriff von ihrem Reichtum machen. Sie bewohnte ein prächtiges Schloß. Die tollbarsten Dedes und Teppiche lagen darin allenthalben wie wertlose Fegen umher. Alles, was die Räume wohllich machen konnte, war vorhanden; denn die Herrin sorgte nicht, sie schätzte das Geld mit vollen Händen aus. Ja, Madame war reich! Sie besaß nicht allein Geld und Gut, sondern auch eine Unmenge Leibeigener, „Seelen“, wie man uns nannte.
Ich ward zu ihrem persönlichen Dienste ausserloren. Man hatte mich eines Tages in meiner kleinen, rauchgeschwärtzten Hütte bemerkt und mich aus Schloß gebracht.
O, welch entsetzliches Leben führte ich da! Man kann sich kein elenderes auf Erden vorstellen. Doch als ich später den Richtern von all den Beiden, die ich im Dienste ertragen mußte, erzählte, lachten sie mir höhnlisch ins Gesicht und behaupteten, daß ihnen noch nie eine hinterlistigere Verbrecherin vorgekommen sei.
Madame hatte die Gewohnheit, des Tags mehrmals Toilette zu machen, wobei ich immer anwesend sein mußte. Sie bediente sich beim Ankleiden stets einer Unzahl von Stednadeln. Aber auf dem Toiletteisch, der mit Schädeltischen und allen denkbaren Utensilien beladen war, fehlte ein Nadelkästchen. So waren es denn meine Augen, meine Schulter und Arme, die ihr als Postler dienten. Ihrem Befehl gemäß mußte ich beim An- sowie beim Auskleiden unbeweglich vor ihr stehen; sie nahm eine Stednadel nach der anderen aus den Kleidern und steck sie in meinen Körper.
Lange litt ich geduldig; ich hoffte, die Marter werde einmal ein Ende nehmen; aber Madame überließ stets die Notwendigkeit eines Nadelkästchens und fuhr fort, mich zu peinigen.
Eines Tages padte mich die Verzweiflung, und als die Tortur von neuem begann — ergriß ich das erste beste Messer und stieß es meiner graunamen Herrin ins Herz.
Man warf mich ins Gefängnis und verurteilte mich zu lebenslänglicher Zwangsarbeit.“

„Was nützt es, daß ich den Richtern meine wunden Schultern und Arme zeigte? Man ließ mich von Ärzten untersuchen, und diese gaben an, daß die Wunden aus Ungeziefer herrühren könnten. . . Ja, ha! Was für ein merkwürdiges Geziefer mußte das wohl sein, das mir diese Stiche beibringen konnte! . . . Doch übrigens . . . vielleicht gibt es ein solches! . . .“
Grenja verstumte, und ich merkte es ihr an, daß mehr als die Verurteilung jener schmählige Verdacht sie kränkte. Mit warmem Interesse hatte ich ihr zugehört, und als sie schwieg, war ich wie vernichtet. Ich hätte ihren Worten nie Glauben geschenkt, das arme Wesen für toll gehalten, wären mir nicht schon früher ähnliche Geschichten zu Gehör gekommen, und zwar von Personen, deren Glaubwürdigkeit über jeden Zweifel erhaben war.
„Nein! Grenja war nicht toll! Die schwarzen, kalten Augen in dem traurigen Gesichtchen bewiesen es mir nur zu sehr. Sie war einfach eines jener Wesen, die man zu jener Zeit „Seelen“ nannte, dem man aber das Recht absprach, eine solche zu besitzen, und das man auch demgemäß behandelte.
Lange verharrte ich stillschweigend, voll innerer Bewegung. Ich weiß nicht, hatte Grenja jenes Gefühl aus meinen Augen gelesen, sie packte mich plötzlich am Arm und küßte mich warm ins Ohr:
„Ich liebe dich!“
Bei diesem Geständnis drängte mir das Blut heiß zum Herzen, doch nur einen Augenblick. Ich wurde schnell Herr meiner selbst.
„Lörin!“ erwiderte ich mit einem erzwungenen Lächeln. „Was hat die Liebe mit uns zu tun? Sind wir denn frei? Auch bin ich nicht zur Liebe geschaffen.“
„Weßhalb nicht?“ verwunderte sich Grenja. „Du hast ja keinen Mord auf dem Gewissen. . . Du kannst, du darfst lieben. . . Du müßt! . . . Du liebst mich! . . . Ja, du liebst mich! Die Träne, die noch an deiner Wimper perlt, verrät es mir nur zu deutlich. Du bist der erste gewesen, der über mein Schicksal geweint. Von nun an gehöre ich dir im Leben wie im Tode! . . . Aber sage mir endlich, warum bist du hier? Was hast du eigentlich begangen?“
„Ich wiederhole dir: Mein Schicksal will es so.“
„Was sollte ich ihr auch gestehen? Was hätte auch Grenja, das naive Kind, von den heiligen Kämpfen um Recht und Freiheit verstanden?“
Wir brachen wieder auf. Grenja schritt abermals zu meiner Rechten und zu wiederholtenmalen hörte ich es im Stillerton von ihren Lippen, daß sie mich liebe, wie sehr sie mich liebe. Zuerst wollte ich fast darüber unmutig werden, aber nach und nach gewann die Sympathie, die ich von Anfang an für das arme, so einfache und doch so leidenschaftliche Wesen empfunden, wieder die Oberhand.
Auf einer der nächsten Stationen, die wir noch an demselben Tage machten, gab man uns bekannt, daß unser Zug in zwei Kolonnen geteilt werden würde, da nicht alle Verbannten das gleiche Ziel hatten.
Grenjas Bestimmungsort war ein anderer als der meine; das Schicksal, das uns heute zusammengeführt, wollte uns morgen also wieder trennen.
Diese Nachricht war ein harter Schlag für die Arme. Im ersten Moment konnte sie sich kaum fassen. Weich und verflört blühte sie drein, das Auge verlor seinen Glanz, sie schien wie versteinert. Plötzlich aber wachte sie sich mit Ungeheuren an meine Brust und begann laut zu wehklagen.
Die Nacht brach herein. Umweht von mir lauerte Grenja in einer Ecke. Wir fielen vor Müdigkeit bald die Augen zu. Als ich jedoch beim ersten Morgengrauen wieder erwachte, schweißten meine Wände unwillkürlich zuerst zu Grenjas Platz hinüber. . . Er war leer! In selbstamer Vollkommenheit suchte ich den halbblutigen Raum vollends zu durchdringen. Mit einemmal schwanden mir fast die Sinne:
In einem Winkel in der kalten Mauer hing eine weibliche Gestalt an einem Strick aufgetrocknet.
Es war Grenja, die entseelte „Seele“.
Jetzt erst erinnerte ich mich, während des Schlafes einen leisen Hauch und eine sanfte Verührung auf Wangen und Hand gespürt zu haben, wie wenn Engelsfüße mich gestreift — oder waren es Klöße von Grenjas Lippen gewesen?
Den Rest meines traurigen Weges wanderte ich nun wortlos dahin — ein Einsamer inmitten einer Schar von Leidensgefährten.
Zahrelang blieb ich in der Verbannung, aber das Glück des unglücklichen Mädchens lebte stets in meiner Erinnerung fort. Und doch, wenn ich jetzt die Geschichte der Begegnung mit ihr niederschreibe, erscheint sie mir so fremd, als hätte ich sie nur irgendwo gehört oder gelesen und nicht selbst erlebt, wie es die Wahrheit ist.
Michael Sotowski, in der „Wiener Arbeiter-Zeitung“.

Der weise Richter.

Von Leo Tolstoi.

Ein orientalischer Emir, namens Banafas, hörte erzählen, daß in einer Stadi seines Landes ein Richter lebe, welcher das Wahre vom Falschen in merkwürdiger Weise zu unterscheiden wisse. Alle Gauner überführte er, und keinem gelang es, ihn zu täuschen. Der Emir beschloß, sich von der Wahrheit dieser Gerüchte zu überzeugen. Er legte die Kleider eines Kaufmanns an und begab sich in diesem unscheinbaren Gewande nach dem Orte, wo der Richter lebte. Als er in die Stadt rit, näherte sich ihm ein Bettler und verlangte von ihm ein Almosen. Der Emir gab ihm ein kleines Geldstück und wollte seinen Weg fortsetzen. Doch der Bettler klammerte sich an seine Kleider.

„Was willst du noch?“ fragte der Emir. „Gade ich dir etwas gegeben?“
„Du hast mir etwas gegeben, ja.“ sagte der Bettler. „Noch hätte ich noch eine Gnade von dir zu ersehen. Laß mich rückwärts auf dein Pferd aufsteigen und bringe mich auf den großen Platz. Ich muß dorthin und bin lahm; wenn ich zu Fuß gehe, werden mich die Kasse und Kameele niedertreten.“
„Gut.“ sagte der Emir und ließ den Bettler hinten aufsteigen. So gelangten sie auf den großen Platz. Hier angekommen, machte der vermeintliche Kaufmann Halt. Aber der Bettler rührte sich nicht vom Platze.
„Warum bleibst du denn auf dem Pferde?“ fragte der Emir. „Wir sind zur Stelle, siehe herad.“
„Warum soll ich absteigen, da das Pferd mir gehört?“ sagte der Bettler. „An dir ist es, den Platz zu räumen. Wenn du nicht gutwillig gehst, so verlagere ich dich bei dem Richter.“
Es entspann sich ein Streit und es bildete sich ein großer Kreis Neugieriger um sie.
„Gehet zum Richter!“ riefen die Leute. „Er wird den Streit schon schlichten.“
Und so begaben sich der Emir und der Bettler zum Richter. Dem ersteren war das aus doppelten Gründen ganz recht. Er wollte sein Pferd behalten und konnte auch den Scharfsinn des berühmten Richters erproben.
Es waren viele Leute bei Gericht und der Richter rief nacheinander die streitenden Parteien vor, wie sie sich meldeten.
Als die Reihe an ihn kam, lauschte und beobachtete der Emir. Der Richter vernahm jedoch einen Gelehrten und einen Bauern, die sich um ein Weib stritten. Jeder der beiden behauptete, diese Frau gehöre ihm. Der Richter hörte die beiden an, schweigend einen Augenblick und sagte dann: „Lasset die Frau hier und kommt morgen wieder.“
Die Reihe kam nun an einen Metzger und einen Delhändler. Das Gewand des ersteren war mit Blut beschmutzt, die Kleider des anderen waren mit Dellen bedeckt. Der Metzger hielt eine Börse fest in der Hand und der Delhändler hielt die Hand des Metzgers. „Ich kaufe Del bei dem Wanne“, sagte der Metzger. „Als ich jedoch die Börse zog, um zu bezahlen, erfaßte er meine Hand, um mich zu berauben. Ich widerstand, und nun behauptet er, die Börse sei sein. Ich hielt sie fest, er aber läßt meine Hand nicht los, und so kommen wir zu dir, daß du den Streit entscheidest. Das Geld gehört mir und er will mich beschlagen.“
„Durchaus nicht“, erwiderte der Delhändler. „Dieser Mann kam zu mir, um Del zu kaufen, und bat mich, ihm ein Goldstück zu wechseln. Ich legte darauf die kleine Münze auf den Tisch, er strich sie aber ein, ohne das Goldstück zu nehmen, und wollte die Flucht ergreifen. Ich habe ihn noch fassen können und schleppe ihn her, damit du Recht sprechen sollst.“
Der Richter hörte sie an, schweigend einen Augenblick und sagte dann zu den beiden Klägern: „Lasset das Geld hier und kommt beide morgen wieder.“
Nun rief der Richter den Emir auf und den Bettler. Der Emir legte die Sache dar; dann wurde der Bettler aufgefordert, sich zu äußern.
„Die Sache hat sich nicht so zugezogen, wie der Mann behauptet“, sagte er. „Ich war es, der in die Stadt rit, als dieser Mann sich mir näherte und mich bat, ihn auf das Pferd zu nehmen. Er habe auf dem großen Platze zu tun. Ich ließ ihn aufsteigen und führte ihn dorthin, wo hin er kommen wollte; hier aber wollte er nicht absteigen und behauptete, das Pferd sei sein. Das ist indessen falsch.“
Der Richter hatte beide ruhig angehört, schweigend nun einen Augenblick und sagte dann: „Lasset das Pferd hier und kommt beide morgen wieder.“
Am nächsten Tage ließen die Leute in Menge herbei, um die Entscheidungen des Richters zu hören.
Der Gelehrte und der Bauer wurden zuerst aufgerufen.
„Die Frau gehört dir“, sagte der Richter zum Gelehrten. „Und du“, sagte er zu dem Bauern, indem er sich zu diesem wandte, „bekommst fünfzig Stochhiebe auf die Sohlen.“
Der Gelehrte führte seine Frau weg und der Bauer bekam sofort seine fünfzig Stochhiebe auf die Sohlen.
Nun traten der Metzger und der Delhändler heran.
„Das Geld gehört dir“, sagte der Richter zum Metzger. „Und du“, wandte er sich an den Delhändler, „bekommst fünfzig Hiebe auf die Sohlen.“
Der Metzger nahm sein Geld und der andere bekam seine Strafe. Zuletzt kam die Reihe an den Emir und den Bettler.
„Kündest du dein Pferd unter zwanzig anderen erkennen?“ fragte der Richter den Emir.
„Gewiß!“ erwiderte dieser.
„Und du?“
„Ja auch.“
„Komm mit mir“, sagte der Richter zum Emir. Sie begaben sich nach dem Stall und der Emir erkannte unter den anderen Pferden sofort sein eigenes. Dann ließ der Richter den Bettler kommen und wies ihn an, das Pferd herauszufinden. Auch der Bettler fand es sofort heraus und bezeichnete es.
Der Richter nahm seinen Sitz wieder ein und sagte zu dem Emir: „Führe das Pferd fort, es gehört dir.“
Dann wies er auf den Bettler und sagte hinzu: „Man gebe diesem Manne fünfzig auf die Sohlen.“
Das geschah sofort.
Der Richter begab sich dann heim, aber der Emir folgte ihm.

„Was willst du noch?“ fragte der Richter. „Bist du mit meinem Spruch nicht zufrieden?“
„Aufkommen aufrieden“, erwiderte Banafas. „Aber ich möchte wissen, wie du es herausgebracht hast, daß die Frau dem Gelehrten gehörte und nicht dem Bauer, das Geld dem Metzger und nicht dem Delhändler, das Pferd mir und nicht dem Bettler.“
„Höre also, wie ich die Wahrheit erkannt habe. Was die Frau anbelangt, so ließ ich sie am Morgen zu mir kommen, sprach mit ihr und sagte ihr dann: „Gib mir in mein Tintenfaß frische Tinte.“ Sie nahm das Tintenfaß, reinigte es und gab sehr geschäft frische Tinte hinein, die sie sich rasch zu verschaffen wußte: Beweis dafür, daß sie mit dieser Arbeit vertraut war. Wenn es die Frau des Bauern gewesen wäre, hätte sie die Sache nicht zustande gebracht. Und darum habe ich entschieden, daß der Gelehrte die Wahrheit gesprochen hatte.“
„Was das Geld anbelangt, so habe ich folgendes getan: Ich nahm gestern einen Becher reinen Wassers und gab die Münzen hinein. Heute, morgens, sah ich nach, ob nicht Del auf der Oberfläche schwamm. Wenn der Delhändler die Münzen in der Hand gehabt hätte, die voll Del war, hätte etwas an den Goldstücken kleben bleiben müssen. Aber das Wasser ist rein geblieben, nicht das kleinste Fetttauge schwamm oben auf. Darauf entschied ich, daß das Geld dem Metzger gehörte.“
„Was das Pferd betrifft, so war die Wahrheit nicht so leicht zu ergründen. Der Bettler brauchte nicht mehr Zeit als du, um das Pferd unter zwanzig anderen herauszufinden. Ich habe auch übrig wenigere in den Stall geführt, um zu sehen, ob ihr das Pferd erkennt, als um zu sehen, ob das Pferd auch euch erkennt. Als du herantrettest, wandte das Pferd den Kopf zu dir und wieherte; es war ihm aber ganz gleichgültig, als es vom Bettler berührt wurde. Und so habe ich entschieden, daß das Pferd dir gehört.“
So sah Banafas, daß ein wirklich weiser Richter in seinem Lande lebte.

Wie schützt man sich am besten vor der Hitze?

In sehr vernünftiger Weise wird diese so zeitgemäße Frage vom einem Arzte im „Neuen Wiener Tagblatt“ beantwortet. Dieser Fachmann schreibt: „Es fällt manchem Menschen so schwer, sich vor der Hitze zu schützen, daß er annimmt, gegen die Hitze gäbe es überhaupt keine Schutzmaßregeln. Diese Annahme ist aber ganz falsch, auch vor der Hitze kann man sich schützen. Um diese unsere Behauptung zu begründen, seien zunächst die bereits bekannten, zum größten Teile auch den jedermann geliebten Schutzmaßregeln gegen die Hitze erwähnt.
Also: kalte Bädungen so oft es angeht; Bäder, wobei erwähnt sei, daß die lauwarmen Bäder mehr Abkühlung verschaffen als die kalten; trockene, nicht die alte Bäckerei nach dem Bade; Erfrischungsgetränke. Man schmeißt, der Körper erleidet großen Wasserverlust, es entzieht das Durstgefühl. Diesem zu steuern, hat jeder Mensch das natürliche Verlangen, die verlorene Flüssigkeitsmenge zu ersetzen. Der durch Wasser und Mineralwasser, jener durch Bier, „Spiritus“, Limonade oder durch den Durst vorzüglich stillenden kalten, schwarzen Kaffee. Alles dies wird natürlich kalt genossen. Nach einem kräftigen Zuge atmet man erleichtert auf. „Ah, das war gut!“
Man sucht sich tatsächlich abgekühlt, aber leider ist das Wohlbehagen von sehr kurzer Dauer. Warum? Wegen der Selbstregulierung der Körpertemperatur. Das will sagen, wenn die Körpertemperatur unter normalen Umständen — bei fieberndem Körper verhält sich die Sache anders — durch irgend ein Mittel herabgedrückt wird, so bleibt sie auf kurze Zeit auf dem herabgedrückten Niveau. Aber nicht lange. Sie kehrt wieder auf ihre frühere Höhe zurück, ja, noch mehr, sie steigt um etwas über die frühere, vor der Abkühlung bestandene Temperatur. So erklärt es sich also, warum nach einem Erfrischungsgetränke dem Menschen bald wieder heiß wird, ja, um wenigstens heißer als ihm früher war. Nimmt man aber warme Getränke zu sich oder badet in lauwarmem Wasser, so wird die innere Temperatur wohl steigen, sie fällt aber bald wiederum zurück, sogar auf ein tieferes Niveau als die, auf der sie früher stand.
Mit einem Worte: Kalte Getränke erwirken eine momentane, nicht langanhaltende Abkühlung mit nachfolgender gesteigerter Temperaturerhöhung, warme Getränke erwirken eine momentane, nicht lang andauernde Erwärmung mit nachfolgendem forcierten Temperaturabfall.
Nun ist dies alles recht schön, alle Achtung vor der Physiologie und dem Nature, der diese Beobachtung zum erstenmal gemacht hat, aber so oder so, ob ich nun warmes oder kaltes Getränk zu mir nehme, ob ich nun kalt oder warm gebadet habe, nach einer Stunde ist mir ja doch wieder sehr heiß. Da nützt keine noch so leichte Kleidung, noch so lose Bäckerei.
Eines nützt nur da: die Vernunft! Wir sind im Juli im Perihelium, in Sonnennähe, da ist es also immer heißer. Dies ist eine natürliche Sache. Gerade diese Verzeihung, diese Mut über die Hitze, die macht sie ja eben so unerträglich. Verzeihung und Mut sind Neigungen des gereizten Nervenlebens, je mehr ich aber durch Affekte meine Nerven reize, um so heißer wird mir. Auf Nervenreize antwortet der Mensch unter jedem Umstande mit Temperatursteigerung, mit Schweißabsonderung. Es gibt Tiere, die nicht schwitzen, sondern auf eine andere Art ihre Körpertemperatur regulieren. Aber auch so ein nichtschwitzendes Tier fordert, wenn zum Beispiel sein Naschaditus — das ist der Nervo, der bei Schlas so wech tut — auf elektrischem Wege gereizt wird, Schweißtropfen ab.
So hilft also gegen die Hitze nichts anderes als psychische